Zeitschrift: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Schwyz
Band: 88 (1996)

Artikel: Morgarten, ein Beitrag zur Waffentechnik
Autor: Müller, Philipp
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-167711

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Morgarten, ein Beitrag zur Waffentechnik

Philipp Müller

1994 hat Philipp Müller mit der Arbeit «Morgarten und Sempach: Zwei Schlachten an einer Schnittstelle der Militärgeschichte» am Wettbewerb «Schweizer Jugend forscht» teilgenommen. Die Arbeit wurde mit dem Prädikat «hervorragend» ausgezeichnet. Die Redaktion ist der Meinung, dass dieser Beitrag den Abdruck in den «Mitteilungen» verdient. Allerdings wird nicht die ganze Arbeit übernommen, sondern die Teile, die mit Morgarten in einem engen Zusammenhang stehen. Philipp Müller hat 1994 an der Kantonsschule Kollegium Schwyz die Matura bestanden und studiert an der Universität Freiburg Romanistik und Anglistik. Der Redaktor

Abb. 1: Maschenpanzerhemd.

Der zeitliche Rahmen meiner Arbeit «Morgarten und Sempach» umfasst das 14. Jahrhundert. Falls aber nennenswerte Voraussetzungen oder Entwicklungen im 13. und 15. Jahrhundert auftauchen, will ich sie, wenn auch nur kurz erwähnt, nicht aussparen. In meiner Arbeit stelle ich die Bewaffnung anfangs und die Innovationen der Waffentechnik bis Ende des 14. Jahrhunderts vor, was dem Leser ein Bild des Kriegers dieser Zeit vermitteln soll. Im weiteren behandle ich den fast revolutionären Wandel des Kriegswesens im späten Mittelalter, das heisst die Ursprünge der Entwicklung, die sich während des 14. Jahrhunderts abzuzeichnen begann und die spätere Militärgeschichte nachhaltig prägte. Ich beabsichtige nicht nur den Einfluss der beiden Schlachten bei Morgarten und Sempach zu untersuchen, sondern erweitere den Rahmen der Nachforschung auf Europa.

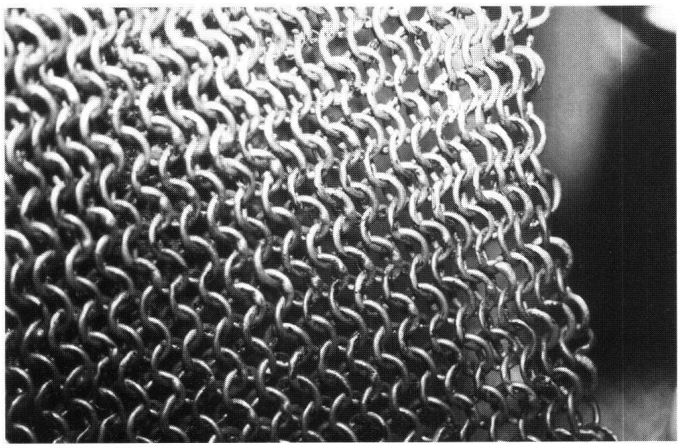

Abb. 2: Kettengeflecht eines Maschenpanzerhemdes.

Bewaffnung

Der Ritter zur Morgartenzeit

Schutzbewaffnung

Um 1300 war die ritterliche Schutzbewaffnung noch nicht so ausgeprägt. In der Schlacht von Morgarten schützten sich die Ritter mit einem einfachen Kettenpanzer, der über der gewohnten Kleidung aus gestepptem Stoff oder Leder getragen wurde. Er bestand aus dem Maschenpanzerhemd und der Panzerhose. Beide waren aus einem Geflecht von kleinen eisernen Ringen zusammengesetzt, die ineinandergriffen. Um die Ringe herzustellen, wurde ein erwärmter Eisendraht in kleine Stücke geschnitten. Die kleinen Teile wurden gebogen, ineinandergefügt und mit Hilfe von Zangen an ihren Enden vernietet[1]. Das im Schnitt 25 Kilogramm schwere Maschenpanzerhemd wies einen hohen Tragkomfort auf, da es durch das System des Ringgeflechts dem Körper genau angepasst werden konnte und es den Träger in seiner Bewegungsfreiheit nur wenig ein-

[1] nach Martin Paul: Waffen und Rüstungen, Fribourg 1967, S. 29.

schränkte. Es hatte lange Ärmel und reichte über den gesamten Oberkörper bis auf die Oberschenkel. Vielfach besass das Kettenhemd eine direkt angearbeitete Kapuze, die den Kopf umschloss und nur das Gesicht frei liess. Dazu trugen die Ritter Panzerhandschuhe.

Das Maschenpanzerhemd war wegen seiner verhältnismässig einfachen Machart weit verbreitet, aber aufgrund des langen Fertigungsprozesses auch sehr kostspielig. Deshalb konnten es sich hauptsächlich nur Ritter und wohlhabende Knechte leisten. Waffenschmiede, die Panzerhemden herstellten, fand man in fast jeder Stadt. Sie nannten sich Sarwürker und bildeten ihre eigene Zunft.

Die Panzerhose ist mit einer Strumpfhose zu vergleichen. Sie hüllte Beine und Füsse vollständig ein. Ledersohlen ermöglichten das Marschieren, wenn auch nur auf kurzen Distanzen.

Über den Kettenpanzer trugen die Ritter einen Waffenrock. Er war vorne und hinten geschlitzt, um das Reiten zu erleichtern. Wappen oder Wappenfarben des Trägers schmückten den Überwurf. Diese farbenfrohen Verzierungen dienten dazu, dass der Träger von Freund und Feind besser erkannt werden konnte. Die Pferde trugen ähnliche, mit Wappen geschmückte Überwürfe. Sie waren zu ihrem Schutz aus Leder oder gestepptem Stoff gefertigt. Solche Decken kamen fast gleichzeitig mit dem Waffenrock im 12. Jahrhundert in Gebrauch[2]. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts wurde der Kopf des Pferdes speziell geschützt durch eine «mit Augenschirmen und Ohrmuscheln versehene Rossstirn aus Eisen oder Stahl»[3].

Der Kopf des Ritters wurde durch die Kapuze des Maschenpanzerhemdes geschützt. Man trug aber auch Kettenhemden ohne angearbeitete Kapuzen. In diesem Fall schützte eine Brünne den Kopf. Es handelte sich hierbei ebenfalls um ein Kettengeflecht in Form einer Kapuze, jedoch wurde sie unabhängig vom Kettenhemd aufgesetzt. Die Brünne schützte nicht nur den Hals. Ihr Kragen bedeckte auch die Schultern und einen Teil der Brust und des Nackens. Unter der Kapuze trugen die Ritter manchmal eine aus Eisen getriebene und mit Leder gefütterte Hirn- oder Beckenhaube. Sie wurde mit einem Lederriemen unter dem Kinn durch befestigt. Es existierten weitere Formen, wobei die Brünne am Rand der Hirnhaube befestigt war. Die Kapuze konnte so leichter und schneller aufgesetzt werden. Zudem bot die eiserne Platte gegenüber dem Ringgeflecht einen besseren Schutz.

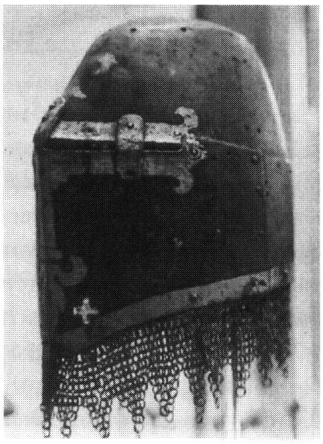

Abb. 3: Topfhelm um 1350.

Über dieser Kopfbedeckung sass der Topfhelm oder Kübelhelm. Er war aus massiven Eisenplatten zylindrisch geformt und besass eine flache Scheitelplatte. Kopf und Hals vollständig bedeckend, ruhte er auf den Schultern, wo er mit Lederriemen am Kettenhemd befestigt war. Der Kopf hatte dadurch einen gewissen Bewegungsfreiraum. Wegen seines grossen Gewichtes und der mangelnden Luftzufuhr wurde er erst kurz vor dem Kampf aufgesetzt. Das Innere war durch eine genähte Ledergarnitur gefüttert. Eine Helmdecke aus Leder oder Stoff überzog bis auf die Frontseite den Helm. Sie reichte nur knapp über den Helmrand hinaus. Durch Löcher in der Scheitelplatte wurde das Zimier, die Helmzier, mit Lederbändern auf dem Helm befestigt. Aus Holz, Blech, Leder oder Pergament gefertigt und bunt bemalt, zeigte das Zimier das Wappen oder die Wappenfigur des Trägers. Daraus sollte ersichtlich werden, wer sich unter dem Helm verbarg. Dazu schreibt Hugo Schneider:

«Woher kam dieser Putz und Schmuck? Seinen Ursprung besass er wohl in uralten Maskenbräuchen. Massgebend war aber im Hochmittelalter sicher auch die Art der Helmkonstruktion. Nur ein schmaler Sehschlitz gewährte dem Träger ein einigermassen genügendes Blickfeld. Das Gesicht war demnach nicht erkennbar. Deshalb musste ein Erkennungszeichen geschaffen werden, damit sich Freund und Feind im Kampf unterscheiden konnten. Wir finden demnach im Kübelhelm der Kreuzzüge und im Topfhelm des Hochmittelalters den massgebenden Wegbereiter der Heraldik»[4].

[2] nach Martin Paul: ebd., S. 143.

[3] ebd.

[4] Schneider Hugo: Die Bewaffnung zur Zeit der Schlacht von Morgarten; in: Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz, 1965, Heft Nr. 58, S. 46.

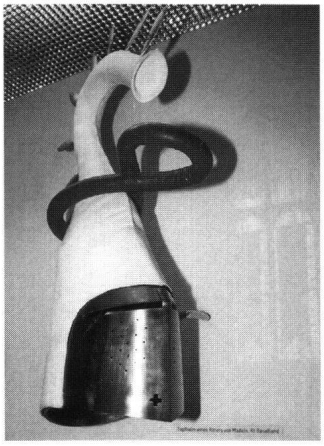

Abb. 4: Rekonstruktion eines Topfhelms mit Helmdecke und Zimier.

Abb. 5: Schild in Dreiecksform mit dem Wappen des Trägers.

Dieses Erkennungszeichen finden wir auch, wie bereits erwähnt, auf dem Waffenrock des Ritters, dem Überwurf der Pferde und nicht zuletzt auf dem Schild. Hier wurde das Wappen aufgemalt oder sogar vorher mit einer gipsähnlichen Masse modelliert. Der Schild, am linken Arm geführt, war aus Holz und mit Leder oder Tiersehnen bespannt. Er besass Dreiecksform und war leicht gewölbt, um den Oberkörper darin aufzunehmen. Der Kampf mit dem Schild war ebenso wichtig wie die Panzerung, denn der Kettenpanzer allein bot nicht genügend Schutz vor Schwerthieben oder Spiess- und Dolchstichen. Jedoch verlangte der Kampf mit dem Schild zu Pferd grosse Übung, da mit der linken Hand gleichzeitig das Pferd mit den Zügeln geführt werden musste.

Angriffswaffen des Ritters

Der Reiterspiess oder die Lanze ist, neben dem Schwert, die Hauptwaffe des Ritters. Sie war verhältnismässig kurz und mass zweieinhalb bis drei Meter. Aus elastischem Holz geschnitzt, hatte sie auf der gesamten Länge annähernd den gleichen Durchmesser. An der Spitze sass ein blattförmiges, meist eckiges Lanzeneisen. Die scharfe, gedrungene Stossklinge ragte knapp über den Pferdekopf hinaus. Mit der rechten Hand geführt, wurde sie unter der rechten Achsel eingelegt.

Das Schwert, Paradestück der ritterlichen Bewaffnung und Zeichen der Ritterwürde, besass eine zirka einen Meter lange, breite und zweischneidige Klinge. Der Griff bestand aus Knauf, Griffholz und Parierstange. Der runde

Abb. 6: Hartmann von Aue in einer Abbildung der Manessischen Liederhandschrift. Er trägt einen Kettenpanzer und einen Topfhelm mit Zimier. Das heraldische Muster ist auf Waffenrock, Schild, Banner und dem Überwurf des Pferdes zu erkennen. Das Bild stellt zwar die Ausrüstung des 13. Jahrhunderts dar, sie wurde aber zu Beginn des 14. Jahrhunderts noch verwendet.

und massige Knauf verhinderte das Entgleiten der Waffe und balancierte sie zudem aus. Die Parierstange hatte zu dieser Zeit eine gerade Form und diente dazu, gegnerische Schwertstreiche abzuwehren. Das Schwert wurde hauptsächlich als Hieb- und weniger als Stichwaffe eingesetzt. Zu diesem Zweck war es kopflastig, das heisst der Schwerpunkt lag im oberen Drittel der Klinge. Für schnelle Bewegungen aus dem Handgelenk, zum Fechten, eignete es sich nicht. Dazu hätte der Schwerpunkt viel näher bei der Parierstange liegen müssen. Die grosse Reichweite und

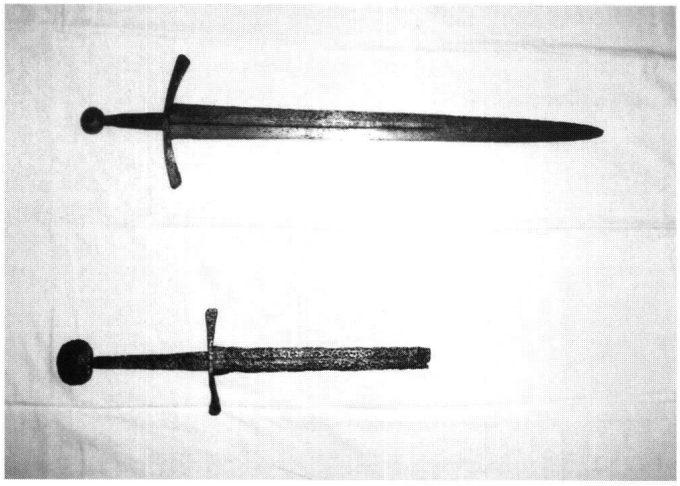

Abb. 7: Ritterliches Schwert (1. Hälfte des 14. Jahrhunderts).

Masse machten es zur idealen Waffe für den wuchtig geführten Hieb vom Pferd. Die sogenannte Blutrinne minderte das Gewicht und verhinderte ein vorzeitiges Ermüden des Ritters. Diese Kehlung sollte aber nicht auf Kosten der Stabilität gehen. Einerseits musste die Klinge hart und scharf, andererseits elastisch genug sein, um beim Aufschlag nicht zu bersten. Dies alles erforderte eine hochentwickelte Schmiedetechnik und hohe Qualität der Klinge. Das Schwert steckte in einer Scheide, die aus zwei mit Leder umwickelten Holzplatten bestand. Die Enden waren mit Metallfassungen geschützt. Am Klingenansatz war ein Lederlappen um die Parierstange gewickelt, der das Eindringen von Feuchtigkeit und somit das Rosten der Klinge verhindern sollte.

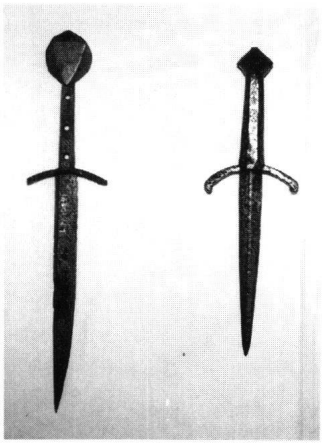

Abb. 8: Ritterliche Dolche. Links: Mit Wappen und einschneidiger Klinge (Mitte 14. Jahrhundert). Rechts: Mit zweischneidiger Klinge (Ende 14. Jahrhundert).

Den Dolch finden wir hauptsächlich mit einschneidiger, ab und zu auch mit zweischneidiger, kurzer Stechklinge. Er galt, wie das Schwert, als Standessymbol und wurde reich verziert. Oft lässt ein Edelmetallplättchen am Knauf mit eingraviertem Wappen noch heute auf den Besitzer schliessen. Der Dolch wurde im Nahkampf gebraucht, um den Kettenpanzer des Gegners zu durchstossen.

Den Streitkolben gebrauchte man schon seit dem 13. Jahrhundert. Er entwickelte sich aus der ursprünglichsten Schlagwaffe, der Keule. Der Kopf des bis zu einem Meter langen Kolbens war anfänglich rund und mit stumpfen Stacheln versehen. Mit der Zeit bildeten sich verschiedenste Formen. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts setzte sich der zylindrische Kopf mit scharfkantigen, eisernen Stacheln durch. Am Griff war eine Lederschlinge angebracht, die um das Handgelenk gelegt wurde, um den Kolben im Gemenge nicht zu verlieren. Mit dem Streitkolben, in der Sprache der Söldner «Morgenstern» genannt, konnte man den Gegner mit einem wuchtigen Hieb auch dann verwunden, wenn die Panzerung nicht durchschlagen wurde.

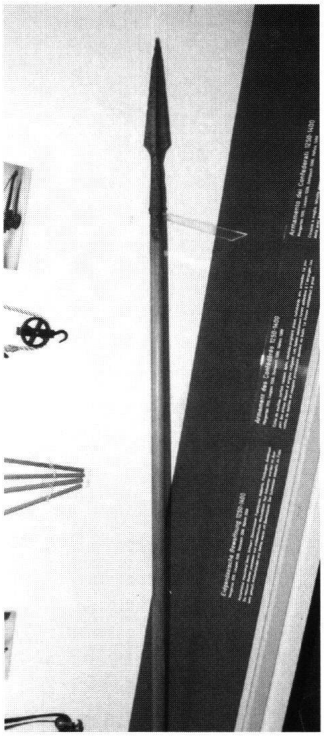

Abb. 9: Spiess mit lanzenförmigem Eisen.

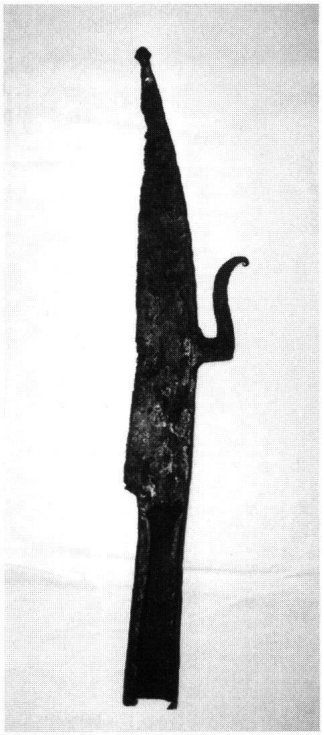

Abb. 10: Glefeneisen mit rückwärtigem Haken. Es wurde senkrecht auf einem Schaft befestigt.

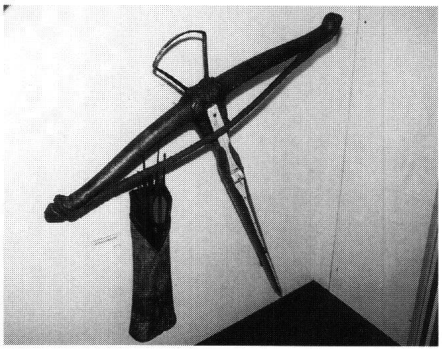

Abb. 11: Armbrust mit Kompositbogen aus Holz, Hornplatten und Baumrinde.

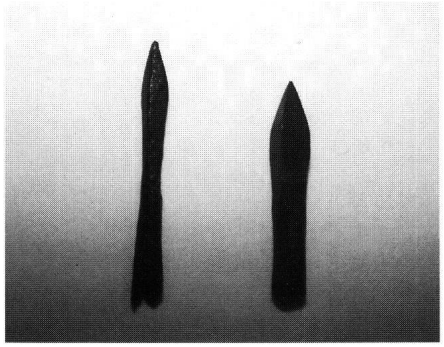

Abb. 12: Links Pfeilspitze, rechts Bolzeneisen.

Abb. 13: Eisenhut des 15. Jahrhunderts.

Knechte

Das mittelalterliche Ritterheer war in kleine Einheiten gegliedert, Gleven oder auch Lanzen genannt. Nebst dem adeligen Ritter als Hauptelement bestand die Gleve aus drei bis sieben «Begleitinfanteristen», die den Ritter deckten. Sie führten auf dem Marsch die Pferde und trugen die Verantwortung für die Bewaffnung des Ritters, die zu grossen Teilen auf den Trosswagen mitgeführt wurde. Es hing von den finanziellen Mitteln des Ritters ab, wieviel Knechte er besass und ob diese beritten waren oder nicht. Die berittenen Knechte pflegten nicht zu Pferd, sondern zu Fuss zu kämpfen. In einer traditionellen Ritterschlacht bildeten sich meist zwei Treffen: die Ritterschaft und das Fussvolk. Während sich die Ritter untereinander bekämpften, lieferten sich die Knechte ihre eigene Schlacht. Sie schützten sich mit dem Gambeson, einem Wams aus Leder oder gestepptem Tuch. Er bedeckte, wie das Kettenhemd, den ganzen Oberkörper. Seine Schutzwirkung war zwar geringer, aber weil das Kettenhemd für die Knechte in der Regel zu kostspielig war, rüsteten sie sich hauptsächlich mit dieser billigeren Variante aus.

Auf dem Kopf trugen sie lederne Hauben oder zahlreiche Varianten von Beckenhauben, mit oder ohne angenieteter Brünne. Schilde benutzten die Knechte nicht. Als Angriffswaffen führten sie Schwert, Spiess oder Glefe mit sich. Es fanden das normale Schwert, dem des Ritters ähnlich, jedoch von geringerer Qualität, aber hauptsächlich das Kurzschwert Verwendung, wobei sich das letztere im Nahkampf in der Masse besser bewährte.

Der Spiess, die ursprünglichste mittelalterliche Stangenwaffe, war etwa mannshoch. Am runden Holzschaft wurde ein flaches, blatt- oder lanzenförmiges Eisen mit einer starken Tülle befestigt. Der Spiess diente sowohl zur Jagd als auch zu kriegerischen Zwecken. Mit beiden Händen geführt, benutzte man ihn zum Stoss, zum Wurf war er zu schwer. Die Glefe, zirka zweieinhalb Meter lang, besass eine 40 bis 50 Zentimeter lange, einschneidige Klinge, die spitz zulief und sichelartig gebogen war. Ein Haken an der Rückseite der Klinge und zwei kurze Pariereisen an der Klingenbasis halfen, Attacken mit Schwert oder Stangenwaffe abzuwehren. Dieses an einer Stange befestigte Haumesser erzielte gegen nur mit Lederkoller bewehrte Krieger grosse Wirkung.

Im Fussvolk fand man aber auch vereinzelt Bogner und Armbruster. Sie waren zu dieser Zeit noch nicht in eigenen Kontingenten organisiert, sondern folgten, unter die Knechte gemischt, dem Heer. Als Hauptwaffe benutzten die Bogner den einfachen, etwa 1,5 Meter langen Flitzbogen. Der Bogen wurde aus einheimischen Hölzern geschnitzt, die Sehne aus Darm gedreht. Pfeilschaft und Pfeilspitze waren schlank geformt und lang. Die Bogner erreichten eine Schussweite von 50 bis 100 Meter.

Der Bogen der Armbrust wurde aus Holz und Hornplatten zusammengeleimt und mit Baumrinde umwunden. Die Säule war aus Holz geschnitzt und das Spannseil, ähnlich der Flitzbogensehne, aber dicker, aus Tiersehnen gedreht. Vergleicht man die Bolzen und Bolzeneisen der Armbrust mit den Pfeilen und Pfeilspitzen des Bogens, wird ersichtlich, dass sie kürzer, gedrungener und massiger sind. Auf die Schussdistanz von ebenfalls 100 Metern konnten sie die damalige Schutzbewaffnung, Waffenrock, Kettenhemd und Lentner, ohne weiteres durchschlagen, was mit den Pfeilen des Flitzbogens nicht gelang.

Die Bogner und Armbruster trugen einen Lentner und Hauben oder Eisenhüte[5]. Sie waren nebst Bogen und Armbrust aber auch mit Kurzschwertern oder Stangenwaffen wie Spiess, Glefe oder Haumesser bewaffnet. Damit konnten sie sich nach Verschiessen des Pfeilvorrats oder im Nahkampf gegen Angreifer verteidigen. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts benutzten die Armbrustschützen immer mehr einen Setzschild, Pavese genannt. Er war etwa mannshoch und leicht gewölbt. Vielfach wies er eine von oben nach unten verlaufende Hohlrippe auf, die die Standfestigkeit verbesserte. Hinter ihm fand der Armbruster Schutz und konnte so seine Waffe spannen, ohne von Pfeilen oder Bolzen getroffen zu werden.

Bewaffnung der Urschweizer

Die Urschweizer legten keinen grossen Wert auf Schutzbewaffnung. Das Hauptgewicht lag für sie im Angriff. Sie trugen weder Hirnhauben oder Eisenhüte noch Brünne oder Kettenhemd, ausser wenn es sich um Beutestücke handelte. Ansonsten bekleideten sie sich mit langen Hosen und Jacken aus Leinwand oder Wolle. Die Füsse steckten in Holzschuhen. Ferner verwendeten sie Fusseisen, worin sie auf abschüssigem Gelände sicheren Halt fanden[6].

Wie die Ritter kämpften die Urschweizer mit Schwertern, wenngleich sie einfacher und schwerfälliger geschmiedet waren. Die lange und schwere Klinge, einzig für den Hieb gerechnet, musste Helm und Schild durchschlagen oder zerschmettern. Das Messer oder der Dolch, ständiger Begleiter jedes Mannes, war Werkzeug und Waffe zugleich. Er wurde wie der ritterliche Dolch verwendet und musste die Panzerung durchstechen. Die Urschweizer gebrauchten ebenfalls, wie das ritterliche Fussvolk, den zwei bis zweieinhalb Meter langen Spiess. Ihre Hauptwaffe aber war die Halbarte[7]. Ihr aus zwei Begriffen zusammengesetzter Name «Halm» (Stange) und «Barte» (Beil) beschreibt sie als ein an einem Schaft befestigtes Beil. Im 14. Jahrhundert existierte das Halbarteneisen in zahlreichen Formen. Die einen glichen einem Haumesser, ähnlich der Glefe, andere wiederum mehr dem «Grundtyp». Das Beil dieses Grundtyps zur Morgartenzeit war beidseitig geschliffen und lief in eine Stossklinge aus, die gegenüber dem Schaft in der Stossrichtung versetzt war. Mit zwei am Rücken angeschmiedeten Tüllen wurde das Beil auf den damals noch runden Schaft, gewöhnlich aus Eschenholz,

Abb. 14: Eidgenössischer Dolch (Anfang 14. Jahrhundert), weit verbreitet.

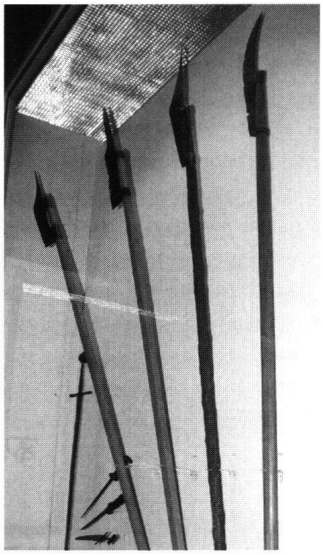

Abb. 15: Frühe Halbartenformen anfangs des 14. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit existierte noch kein Einheitstyp des Beils.

[5] Hirnhauben mit einer Krempe.

[6] nach der Chronik des Johannes von Winterthur: Schlacht am Morgarten; in: Oechsli Wilhelm: Quellenbuch zur Schweizergeschichte, Zürich 1886, S. 55.

[7] «Der Name ist deutschen Ursprungs, wurde als Lehnwort in andere Sprachen übernommen und dabei durchweg verstümmelt (frz. hallebarde, engl. halbert, ital. allabarda, lat. hellemparta). Die im 16. Jahrhundert vorgenommene Rückübersetzung machte daraus fälschlicherweise ‹Hellebarde›.» Schmidtchen Volker: Kriegswesen im späten Mittelalter, Weinheim 1990, S. 188.

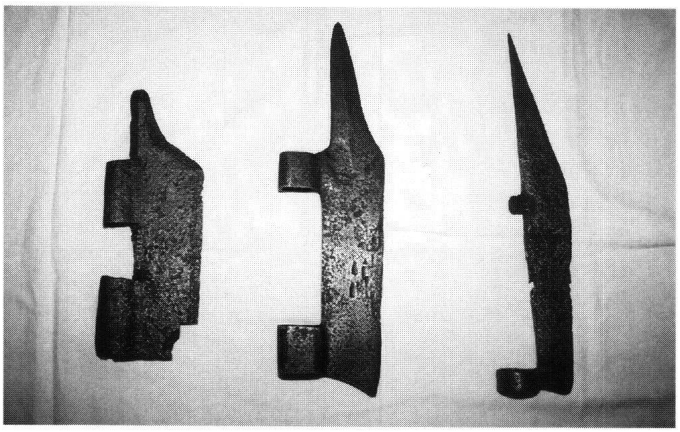

Abb. 16: Verschiedene Formen von Halbarteneisen. Von links: «Grundtyp», gefunden am Morgarten, Kanton Schwyz (Anfang 14. Jahrhundert); gefunden in Cormondrèche, Kanton Neuenburg (Ende 13. Jahrhundert); einem «Haumesser» ähnlich, gefunden bei Rorbas, Kanton Zürich (13. Jahrhundert).

gesteckt und verankert. Die Halbarte war schmiedetechnisch von höchster Qualität. Um Rüstung und Helm spalten zu können, mussten Beilschneide und Stossklinge sehr hart sein. Zu diesem Zweck wurden sie gestählt. Der Rest des Beils aber sollte aus weicheren Metallen geschmiedet sein, wenn man verhindern wollte, dass es beim harten Aufschlag zersprang. Die einheimischen Halbartenschmiede verstanden ihr Handwerk sehr gut.

Das Entscheidende der Halbarte war ihre Verwendungsmöglichkeit. Sie wurde beidhändig geführt und nicht nur zum Hieb, sondern zusätzlich zum Stoss eingesetzt. Obwohl mit dem noch kleinen und leichten Beil nicht so wuchtige Hiebe geführt werden konnten, wie vielfach erzählt wird, vermochte sich diese erste Form der Halbarte doch gegen Spiess und Schwert durchzusetzen und die am Anfang des 14. Jahrhunderts nur leicht gepanzerten Ritter empfindlich zu verwunden. Die Wirkung dieser Halbarte schilderte der Minorit Johannes von Winterthur, als er den von Morgarten zurückkehrenden Herzog Leopold sah:

«Es hatten auch die Schwizer in den Händen gewisse Mordwaffen, die in jener Volkssprache Helnbarten genannt werden und sehr furchtbar sind, mit welchen sie die noch so stark bewaffneten Gegner wie mit einem Schermesser zerteilten und in Stücke hieben.»[8]

Die Halbarte ist keine «urschweizerische» Erfindung, wie gern geglaubt wird. Sie kam bereits im frühen 13. Jahrhundert am Niederrhein zum Einsatz[9]. Am Morgarten wurde sie aber zum erstenmal im grösseren Verband eingesetzt.

Eine weitere, wenn auch unkonventionelle Waffe der Urschweizer war der Steinwurf. Er wurde vorwiegend gegen Ritterheere eingesetzt. Kurz vor oder während eines Ansturms prasselte ein Hagel von Steinen auf das darauf unvorbereitete gegnerische Heer herab. Die Urschweizer warfen die faustgrossen Steine aber auch gezielt auf die Beine der Pferde, was eine verheerende Wirkung erzielte. Die Pferde scheuten, rannten von Panik gepackt wild durcheinander und warfen zum Teil ihre Reiter ab. All das brachte Verwirrung in die Reihen des Gegners, wovon die anstürmenden Urschweizer nur profitieren konnten.

Waffentechnische Innovationen im 14. Jahrhundert

Schutzbewaffnung

Im Verlauf des 14. Jahrhunderts änderten sich einige Dinge in der Waffentechnik. Am meisten davon betroffen war die Schutzbewaffnung des Ritters. Das Kettengeflecht des Maschenpanzers erwies sich als nicht widerstandsfähig genug. Gezielten Stössen und kräftigen Hieben von Hand- und Stangenwaffen sowie den Armbrustbolzen oder den Pfeilen der neu aufkommenden Langbogen[10] vermochte es nicht standzuhalten. Zunächst entwickelte sich im 14. Jahrhundert der Spangenharnisch. Er bestand aus sich horizontal überlappenden schienen- oder spangenartigen Eisenplatten. Diese Spangen waren auf einem Lentner festgenietet. Der Lentner wurde aber auch über die Spangen gezogen. Man trug den Spangenharnisch über dem Kettenhemd, aber noch unter dem Waffenrock verborgen.

Mitte dieses Jahrhunderts schützten die Ritter besonders gefährdete Stellen des Kettenhemdes mit geformten Eisenkacheln und Lederschienen. So wurden Ellbogenkacheln, Kniebuckel, Arm- und Beinschienen mit Lederriemen auf dem Kettenhemd festgebunden. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts entwickelte sich aus den zahlreichen Übergangsformen des Spangenharnischs der Plattenhar-

8 Chronik des Johannes von Winterthur: Schlacht am Morgarten; in: Oechsli Wilhelm: ebd., S. 55.

9 nach Schneider Hugo: ebd., S. 40.

10 Dominierende Waffe der Engländer im Hundertjährigen Krieg.

Abb. 17: Spangenharnisch und Topfhelm (Mitte 14. Jahrhundert), gefunden in Küssnacht (Kanton Schwyz), Gesslerburg.

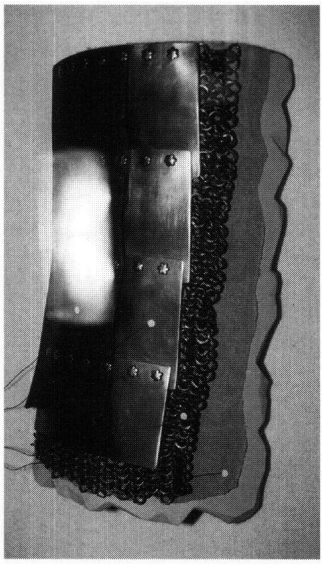

Abb. 18: Teilrekonstruktion eines Spangenharnischs. Von links: Leinenhemd, Kettenhemd, Spangen und aufgenietet ein lederner Lentner.

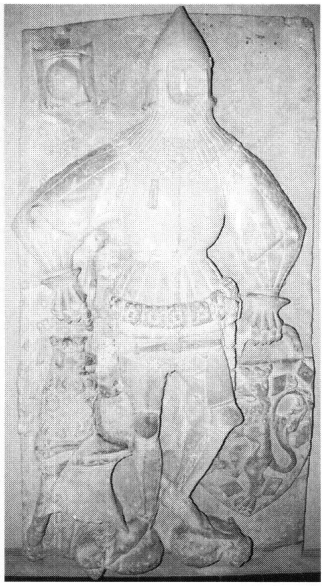

Abb. 19: Grabplatte (um 1390) des Walter von Hohenklingen, der dem Aufgebot Herzog Leopolds Folge leistete und ihm in die Schlacht von Sempach folgte, in deren Verlauf er tödlich verletzt wurde. Diese Platte gibt uns Aufschluss über die ritterliche Bewaffnung zur Zeit der Schlacht bei Sempach. Schutzwaffen: Ein Panzerhemd mit gezaddeltem Saum, das bis auf die Oberschenkel reicht; darüber ein lederner Lentner, über dem Lentner eine eiserne Brustplatte; Lederhandschuhe mit eisenverstärkten Handrücken und Fingergelenken; als Kopfschutz eine nach oben konisch verjüngte Beckenhaube mit am Rand befestigtem Panzerkragen; darüber ein lederner Halsberge; neben dem Kopf liegt ein Klappvisier in Hundsgugelform; ledernes Beizeug und eiserne Kniekacheln schützen die Beine; dazu Schnabelschuhe; unten links steht ein Topfhelm mit spitzem Visier und Zimier (gekrönter steigender Löwe); das heraldische Muster ist auch auf dem Schild und auf dem kleinen, an der Halsberge befestigten Wappenschildchen zu erkennen. Kampfwaffen: waagrecht am prunkvollen Gürtel hängt der Dolch; hinter der rechten Hand ist ein Schwert vom Sempachertypus sichtbar (vergleiche dazu Handwaffen, Abb. 23).

nisch. Beispiele dieser noch nicht abgeschlossenen Entwicklung zum geschlossenen Plattenharnisch treffen wir in der Schlacht von Sempach an. Über dem Kettenhemd wurde ein Lentner in Kombination mit einer eisernen Brustplatte getragen. Kacheln und Buckel verstärkten Ellbogen und Knie. Die Beinschienen waren mehrheitlich noch aus Leder, ebenso die Schnabelschuhe. Diese Entwicklung zum geschlossenen Plattenharnisch war um die Wende zum 15. Jahrhundert abgeschlossen. Bein- und Armschienen wandelten sich zu röhrenförmigen Eisenplatten und wurden in die Gelenkbuckel eingeschoben. Lederriemen verbanden alle Bestandteile der Rüstung untereinander und mit dem Körper. Es kamen Schulterstücke, Eisenschuhe und mit Leder gefütterte Panzerhandschuhe hinzu. Der gesamte Körper war nun in Eisen gehüllt.

Da das Einklemmen der Lanze unter der Achsel schnell zu Ermüdungen führte, schmiedeten die Plattner Ende des 14. Jahrhunderts an die neu auftretende Brustplatte auf der rechten Seite einen Rüsthaken. Die Lanze konnte dort aufgelegt werden, wodurch sich ihr Gewicht beträchtlich verringerte. Es kam auch der Brauch auf, Waffen wie Dolch, Schwert und den Kübelhelm[11] mit Ketten an dieser Brustplatte zu befestigen, damit sie im Gefecht nicht verlorengingen.

Aber auch der Helm unterlag dem Wandel der Zeit und der sich ändernden «Kriegsmode». Der schwere Topfhelm wurde für den immer beweglicher und unstilisierter werdenden Kampf langsam unpraktisch, ja sogar hinderlich. Er fand zwar in der Schlacht von Sempach zum Teil noch Verwendung, doch verschwand er zu Beginn des 15. Jahrhunderts von den Schlachtfeldern. Ersetzt wurde der Topfhelm durch den leichteren, geschlossenen Visierhelm, der sich aus der Beckenhaube entwickelte. Die Geräumigkeit des auf den Schultern sitzenden Topfhelms erlaubte es dem Ritter nämlich, eine eiserne Beckenhaube mit angearbeiteter Brünne zu tragen. Sie lag eng am Kopf, war mit Leder gefüttert und aus einem Stück getrieben. Nachdem der Topfhelm im 14. Jahrhundert langsam verschwand[12], entwickelte sie sich zu einem vollwertigen, spitzkonischen

[11] An Kübelhelmen findet man häufig eine kleine, kreuzförmige Öffnung an der Frontseite. Dort wurde die Kette eingehängt, die den Kübelhelm festhielt.

[12] In Turnieren wandelte er sich zum noch massigeren und schwerfälligeren Stechhelm und wurde so bis Anfang des 16. Jahrhunderts gebraucht.

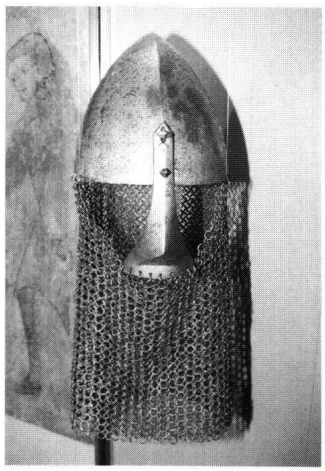

Abb. 20: Beckenhaube mit Naseneisen und Brünne.

Abb. 21: «Hundsgugel» mit zur Seite klappbarem Visier, 14. Jahrhundert.

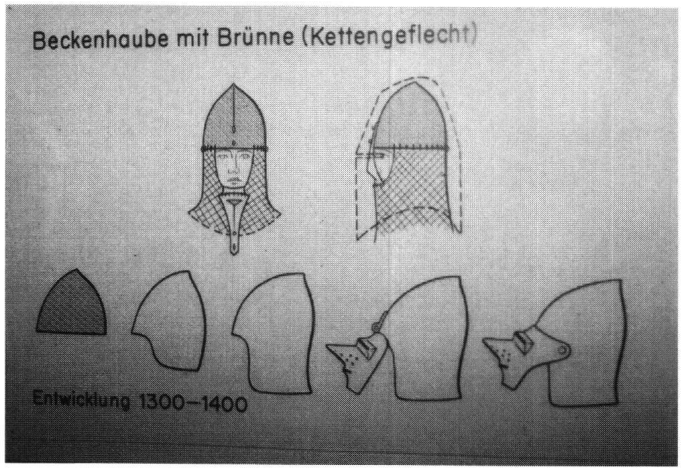

Abb. 22: Entwicklung der Beckenhaube zum Visierhelm («Hundsgugel») im 14. Jahrhundert.

Helm. Um das freie Gesicht zu schützen, war vorerst ein Naseneisen angebracht, das am oberen Rand der Beckenhaube eingehakt wurde. Um 1350 tauchten die ersten Visiere auf. Versehen mit Sehschlitzen und Atemlöchern, besassen sie eine vorspringende, kegelförmige «Schnauze», die der eines Hundes glich. Daher stammt auch ihr Name, «Hundsgugel». Der durch die Schnauze gebildete Hohlraum schützte das Gesicht vor Verletzungen. Das Visier wurde, wie das Naseneisen, auf die Beckenhaube gesteckt und konnte hochgeklappt werden. Später entwickelten Helmschmiede Visiere, die mit Hilfe von Steckscharnieren zur Seite geklappt und ebenfalls abgenommen werden konnten.

Handwaffen

Das Ritterschwert liess sich nicht wesentlich verbessern. Als Reaktion auf die verstärkte Körperpanzerung trat vermehrt eine Klingenform auf, die sich gegen die Spitze hin verjüngt. Schwerter mit dieser Klinge konnten nicht nur zum Hieb, sondern genausogut zum gezielten Stoss gegen Schwachstellen der Rüstung gebraucht werden. Ebenso erscheint der birnenförmige Knauf und die leicht zur Spitze hin gebogene Parierstange.

In der Eidgenossenschaft kam das «Schwert zu anderthalb Hand» auf. Es konnte sowohl mit einer als auch mit zwei Händen geführt werden. Mit der breiteren und auf 1,2 bis 1,3 Meter verlängerten Klinge beabsichtigte man, eine Bresche in die von Spiessen starrende Front des feindlichen Haufens zu schlagen. Dieses Schwert entwickelte sich im 15. Jahrhundert zum Zweihänder, auch Bidenhänder genannt. Er war mit 1,6 bis 1,8 Metern noch länger und schwerer. Der Umgang mit ihm erforderte erhebliche Kraft und Geschicklichkeit.

Nebst dem Streitkolben fand der Streithammer auch immer mehr Verwendung. Mit seinem Hammerkopf und dem rückseitigen, langen und spitzen Schnabel sollten die neuen Plattenharnische aufgesprengt respektive durchschlagen werden. Der Ritter führte den Streithammer

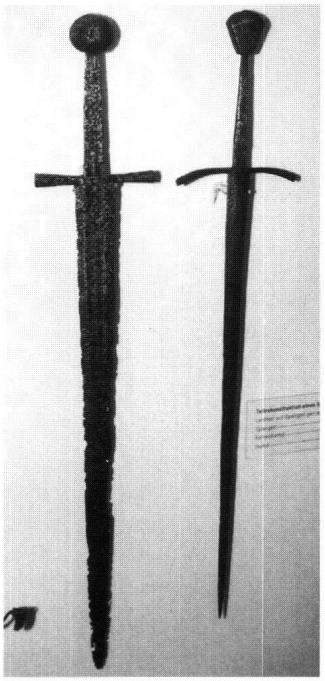

Abb. 23: Ritterliche Schwerter des 14. Jahrhunderts; rechts ein «Sempacherschwert» mit spitzer Klinge, birnförmigem Knauf und zur Spitze hin gebogener Parierstange (vgl. Abb. 19).

gleich wie den Streitkolben an dessen Schlaufe am Sattelknauf.

Im 14. Jahrhundert trat auch der kurze Kriegsflegel auf. Diese Waffe bestand aus einem 50 Zentimeter langen Stiel, an dessen Ende eine mit Stacheln bewehrte Eisenkugel an einer Kette festgemacht war. Durch die Schleuderbewegung beim Schlag konnte die Wucht stark gesteigert werden.

Stangenwaffen

Im späten Mittelalter wurden immer mehr Stangenwaffen entwickelt, die von bäuerlichen Arbeitsgeräten stammen. In diese Kategorie fallen auch Haumesser, Halbarten und Glefen. Zu den Innovationen bis Ende des 14. Jahrhunderts zählen Drischel und Kriegssense. Als Grundlage für den Drischel oder Kriegsgertel diente der normale Dreschflegel. Für Kriegszwecke wurde er geringfügig umgestaltet, das heisst die Lederverbindung durch eine Kette ersetzt, der Flegel mit Eisenbändern und scharfkantigen Nägelköpfen verstärkt. Zum Teil kettete man aber, wie beim kurzen Kriegsflegel, anstelle des Flegels eine mit Eisenspitzen gespickte Metallkugel. Die Kriegssense bestand aus einer Stange, in deren Verlängerung ein verkürztes Sensenblatt fixiert war. Wie der Drischel wurde sie hauptsächlich von bäuerlichen Truppen verwendet.

Die Halbarte wies während des 14. Jahrhunderts keine grundlegenden Innovationen auf, abgesehen von den zahlreichen Formen. Erst später, im 15. Jahrhundert, entwikkelte sich der rückwärts auf dem Beil sitzende Haken[13]. Er diente nicht dazu, die Ritter vom Pferd zu reissen, sondern um einerseits Schwertstreiche abzuwehren und andererseits die Panzerung zu durchschlagen[14]. Ebenso verschob sich die Stossklinge. Sie lag nun nicht mehr neben, sondern in der Stossrichtung des Schaftes, in seiner Verlängerung. Das Beil wurde also direkt auf den Schaft gesteckt und nicht mehr mit Tüllen daran befestigt. Eine weitere Neuerung waren die Stangenfedern. Das sind lange Metallstreifen, die sich aus dem Beil zu zwei Seiten des Schaftes nach unten fortsetzen. Sie sind am Schaft angenietet und geben so dem Beil festen Halt.

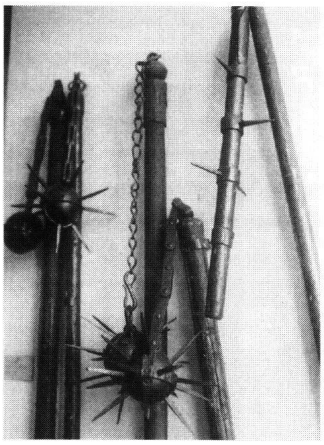

Abb. 24: Kriegsflegel für das Fussvolk, sogenannte Drischeln.

Fernwaffen

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts steigerte ein stählerner Bogen die Durchschlagskraft und technische Qualität der Armbrust. Er ersetzte das bis dahin aus Holz und Hornplatten zusammengeleimte Bogenteil. Parallel kamen auch «Greiffüsse» und verschiedene Windenkonstruktionen auf, die das Spannen der Waffe erleichterten.

Der bereits Ende des 13. Jahrhunderts in Wales entwikkelte Langbogen wurde von den Engländern übernommen und verbessert. Er erreichte im 14. Jahrhundert eine Länge von bis zu zwei Metern. Mit ihm trafen Schützen des von König Edward III. eigens gebildeten Korps mit sechs Pfeilen innerhalb von einer Minute ein 200 Yard (183 Meter) entferntes Ziel. Neuere Versuche ergaben, dass ihre Pfeile ein 2,5 Zentimeter dickes Eichenbrett in 200 Meter Entfernung zu durchschlagen vermochten[15]. Mit der Durchschlagskraft und der Reichweite des Langbogens, dessen Wirkung die des Flitzbogens und sogar die der Armbrust übertraf, erwuchsen den englischen Truppen neue Möglichkeiten, die sie auch im Hundertjährigen Krieg erfolgreich zu nutzen wussten.

Wandel des Kriegswesens im späten Mittelalter

Das späte Mittelalter gilt als Periode des Umbruchs. Staats- und Herrschaftsformen änderten sich. Es war auch die Zeit der ständigen Neuerungen in Wirtschaft und Technik[16].

[13] In der Schlacht von Sempach existierte er noch nicht.

[14] Die gesamte Wucht des Schlages konzentrierte sich in einem Punkt. Aus diesem Grund hielt keine Rüstung dem Hieb mit dem Haken stand.

[15] nach Schmidtchen Volker: ebd., S. 171.

[16] nach von Frauenholz Eugen: Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens, Bd. II, 1. Teil: Das Heerwesen der Schweizer Eidgenossenschaft, München 1936, S. 4ff.

Dieser Wandel betraf neben der Waffentechnik auch das Kriegswesen. Es wurde in seinen althergebrachten Grundfesten erschüttert und erlebte eine radikale Umwälzung. Die seit einigen Jahrhunderten gepflegte Form des Kampfes, den die Ritter als Berufskrieger unangefochten dominierten, erfuhr eine tiefgreifende Umstrukturierung. Das Fussvolk löste die Ritter als Hauptwaffe im Kriegswesen ab. Grund dafür war wohl, dass das Rittertum innerlich langsam zerfiel und die Zeichen der Zeit nicht erkannte oder nicht erkennen wollte. Es reagierte weder auf Innovationen im Waffensektor noch auf die daraus resultierenden Änderungen in der Taktik der Kriegführung.

Niedergang des Rittertums

Seit dem 13. Jahrhundert ist ein Niedergang des abendländischen Rittertums erkennbar. Die Ursachen scheinen im schwerwiegenden Wandel der wirtschaftlichen, sozialen und herrschaftlichen Verhältnisse zu liegen. Für den Dienstadel standen immer weniger Lehen zur Verfügung[17]. Der Grundbesitz wurde durch Erbteilung in kleinere Gebiete aufgeteilt, was die Erträge der Grundherren schmälerte. Einige vermochten dadurch ihren Unterhalt nicht mehr zu sichern. Zusätzlich beutelten Agrarkrisen, aber auch Missernten, das späte Mittelalter. Die Pest raffte viele Menschen dahin. Gesamterträge und Getreidepreise sanken. Eine Vielzahl von ländlichen Arbeitskräften wanderte in die florierenden Städte ab, wo sie sich ein besseres Leben erhofften. Anbaugebiete wurden als Folge nicht mehr unterhalten und verfielen. Alle diese Umstände trafen den ökonomischen Nerv der niederen Grundherrschaft. Häufig verschuldete sich der landsässige Adel bei den prosperierenden Städten. Gezwungen durch diese Umstände, die für viele zur Existenzkrise führten, oder auch aufgrund von Abenteuerlust und der Aussicht auf reiche Beute entstand das Raubrittertum. Verarmte Ritter hielten ihre Lanze über Verkehrs- und Handelswege und erhoben von Reisenden und Kaufleuten Zwangsabgaben, mit denen sie ihren lebensnotwendigen Bedarf deckten. Sie wurden zu einer Landplage, und die betroffenen Städte, deren Handel empfindlich gestört wurde, bekämpften sie mit aller Härte.

[17] nach Schmidtchen Volker: ebd., S. 41.

[18] von 1096–1270.

Ein weiterer, sehr wichtiger Grund, weshalb die Ritter an Bedeutung verloren, war, dass ihnen die eigentliche Existenzgrundlage, die kriegerische Betätigung, immer mehr entzogen wurde. Einerseits fanden viele nach den Kreuzzügen[18] keine Beschäftigung mehr, andererseits waren sie in Europa als Kämpfer nicht mehr so gefragt. An die Stelle von Lehensaufgeboten traten vermehrt Söldner und Soldritter, die gezielt für militärische Aktionen aufgeboten wurden. Das Söldnerwesen wurde besonders von den politisch selbständiger werdenden Städten gefördert.

Die Kriegsherren bevorzugten Soldritter, weil sie in direkter, materieller Abhängigkeit von ihnen standen. Sie waren verpflichtet, ihrem Soldgeber treu zu dienen und seine Ziele zu verwirklichen. Der Dienstadel, der sich langsam von seiner Abhängigkeit gegenüber den Lehnsherren löste, sah sich nicht mehr direkt gezwungen, seinen Pflichten nachzukommen. Das Soldwesen entstand auch aus einer gewissen Dringlichkeit, denn die Dauer der Heerfolge betrug in England sechzig und auf dem europäischen Festland bloss vierzig Tage. Wenn keine Aussicht auf Beute oder Entlohnung von seiten des Führers bestand, konnten alle Aufgebotenen nach Ablauf dieser Zeit ohne Verlust von Ehre und Ansehen die Kriegshandlungen abbrechen und heimkehren. In diesen Belangen waren die Soldritter zuverlässiger und immer verfügbar, wenn der Kriegsherr ihre Kampfkraft benötigte.

Nachdem die Zeit der Kreuzzüge vorüber war, verlor auch das Bild des Ritters als Streiter Gottes an Aktualität. Die äussere Bedrohung der Christenheit durch die Ungläubigen existierte nicht mehr, genauso wie das dadurch entstandene Bewusstsein der uniformen Einheit der gesamten Ritterschaft.

Revolution des Fussvolkes

Die Panzerreiter bildeten bis Ende des 13. Jahrhunderts die Hauptwaffe jedes Heeres. Gegenüber dem Fussvolk standen die Ritter zwar in der Minderheit, aber sie übertrafen es um einiges an Schlagkraft. Die grösste Wirkung erzielte der Ritter, wenn er den Vorteil seines Pferdes auf offenem Feld voll ausnützen konnte. Mit eingelegter Lanze brachte er sein Schlachtross auf einer kurzen Anlaufstrecke in Bewegung, versetzte es in Trab und anschliessend in vollen Galopp. Beim Zusammenstoss stützte er sich in die Steigbügel und legte die gesamte Wucht seiner Masse, die des Pferdes und der Rüstung in den Stoss. Mit dieser Kampfkraft konnte eine kleine Anzahl schwer bewaffneter Ritter

ein zahlenmässig erheblich stärkeres Heer niederwerfen. Deshalb beherrschten sie die Schlachtfelder und brachten die Entscheidung herbei. Besiegten die eigenen Ritter die feindliche Reiterei, hatten sie in der Regel die Schlacht gewonnen. Die Fusstruppen, die sich aufgrund ihrer Bewaffnung mit Schwert und kurzem Spiess der Ritter nicht erwehren konnten, waren ihnen ausgeliefert und spielten deshalb in bezug auf den Ausgang der Schlacht eine vernachlässigbar kleine Rolle. Sie standen und fielen mit den Panzerreitern. Die Ohnmacht gegenüber dem Kampfgeschehen erklärt ihre mangelnde Motivation. Im Falle einer Niederlage hatten sie keine Möglichkeit zu flüchten, im Gegensatz zu den Rittern. Zudem waren die Fussknechte als Nichtritterbürtige von der «erbärmde», der Verschonung des ebenbürtig geschlagenen Gegners, ausgeschlossen. Sie hatten auch keinerlei wirtschaftlichen Wert, konnte für sie doch kein Lösegeld gefordert werden. So galten die Fussknechte im Mittelalter nichts und wurden von der etablierten Berufskriegerklasse der Ritter auch wegen ihres niederen sozialen Standes von oben herab als minderwertiges Volk behandelt. Verbruggen beschreibt ihre Lage folgendermassen:

«Medieval foot-soldiers were apt to suffer from an inferiority complex and to lack confidence in their own ability, the result of their low social status. They also lacked that inner cohesion so characteristic of the knights, whose social position and military training were far superior.»[19]

Verständlicherweise vermieden es reine Fusskontingente in der Regel, sich einem Ritterheer, das als unüberwindbar galt, gegenüberzustellen.

Kortrijk

Das Fussvolk, das im Mittelalter bis anhin nie eine schlachtentscheidende Rolle spielte, setzte sich im 14. Jahrhundert öfter erfolgreich gegen Ritterheere durch. Die Schlachten bei Morgarten und Sempach sind in die Reihe dieser Siege einzuordnen. Die Revolution des Fussvolkes beschränkte sich aber nicht nur auf das Gebiet der alten Eidgenossenschaft. Deshalb muss der gesamte Raum, in dem die Systeme und die Verhältnisse des Feudalismus herrschten und somit ähnliche Entwicklungen möglich waren, betrachtet werden. Ein erster Erfolg bildete die berühmt gewordene «Sporenschlacht»[20] am 11. Juli 1302 bei Kortrijk. Sie kann als Schlüsselstelle in der Militärgeschichte angesehen werden, denn hier besiegte zum ersten Mal ein zu Fuss fechtendes Aufgebot aus Bürgermilizen, bäuerlichen Kontingenten und einigen Rittern eine Armee von ritterbürtigen Panzerreitern, leicht bewaffneten Söldnern und Armbrustschützen. Der Bann des unbesiegbaren Ritters war gebrochen.

Es kam zu dieser Schlacht, weil eine flandrische Rebellion gegen die französische Krone niedergeworfen werden sollte. Dem feudalen Aufgebot von zirka 6500 Mann standen hauptsächlich Bürgermilizen, gewappnet mit Helm, Harnisch und Schild und bewaffnet mit Spiess, Schwert und Keule, flandrische Bauernaufgebote und zehn flämische Ritter gegenüber, insgesamt etwa 8000 Mann. Betrachtet man die Umgebung des Platzes, an dem die Flamen dem französischen Heer die Schlacht boten, erkennt man, dass die Wahl nicht zufällig, sondern aufgrund taktischer Überlegungen auf diesen Ort fiel. Einerseits konnte das französische Aufgebot, wollte es die von den eigenen Truppen gehaltene Burg von der flämischen Belagerung befreien, nur diesen Weg einschlagen, andererseits wies der Ort topographische Besonderheiten auf. Es handelte sich nämlich um eine Ebene, die auf allen Seiten von natürliche Grenzen bildenden Wasserläufen und Senken umgeben war. Die Flamen verstärkten diese Geländehindernisse durch frisch gezogene Gräben und Fallgruben. Zudem behinderte ein sumpfiges Gelände ein Anrücken des französischen Heeres in Richtung der Aufständischen. Die Flamen konnten weder in der Flanke noch im Rücken umgangen werden. Die Aufstellung zur Schlacht an diesem Ort bedeutete für die Flamen aber entweder Sieg oder Tod, denn im Falle einer Niederlage gab es für sie aufgrund der Hindernisse keine Rettung. Sie waren gewillt alles zu wagen, das heisst entweder zu siegen oder unterzugehen. Die Bedingungslosigkeit der Situation kommt besonders im Befehl zum Ausdruck, niemandem Pardon zu geben und jeden, der Beute machte, bevor der Sieg erkämpft wurde, umgehend zu erschlagen.

Die Armbrustschützen eröffneten die Schlacht. Nach ersten Verlusten zogen sich die Flamen in geschlossener Ordnung von den sumpfigen Gräben zurück. Sie gelangten ausser Reichweite der Armbruster und veranlassten das feindliche Fussvolk zum Nachstossen. Der Graf von Artois, Feldherr der Franzosen, erkannte, dass die Söldner nach dem Überqueren der Gräben wegen der aufgelösten

[19] Verbruggen J.F.: The art of warfare in western Europe during the Middle Ages, Amsterdam/New York/Oxford 1977, S. 99.

[20] Sie erhielt diesen Namen, weil das siegreiche Fussvolk den erschlagenen Rittern einige hundert vergoldete Sporen abnahm.

Ordnung leichter hätten geschlagen werden können und hielt sie zurück. Er setzte sich an die Spitze seiner Reiterei und befahl den Angriff. In den Grabenniederungen allerdings stockte die Attacke wegen der schlechten Geländeverhältnisse. Die Flamen stoppten ihre Ausweichbewegung und warfen sich in geschlossenem Anlauf auf den Feind. Die in den Gräben überraschte Reiterei konnte keine Gefechtsformation mehr bilden, und der Kampf artete in ein Gemetzel an den praktisch wehrlosen französischen Rittern aus, die in ihrer Bewegungsmöglichkeit stark eingeschränkt und mit 2500 Mann den anstürmenden Flamen an Zahl weit unterlegen waren.

Bei den Flamen lässt sich, neben dem ultimativen Willen, die Entscheidung zu suchen, ein hohes taktisches Verständnis erkennen. Denkbare Handlungen des Feindes wurden eruiert und eigene Aktionen geplant. Dazu zählen auch der geschlossene Rückzug, der von den Truppen ein hohes Mass an Disziplin erforderte, um nicht in eine Flucht umzuschlagen, und der anschliessende Gegenstoss. Massgebend für den Erfolg war neben dem bedingungslosen Wehrwillen und dem taktischen Miteinbeziehen der örtlichen Begebenheiten vor allem der innere Zusammenhalt der Flamen. Sie begegneten einer gemeinsamen Gefahr, die sie alle unmittelbar bedrohte. Im Heer existierten keine Standesunterschiede. Bürger, Bauern und adlige Ritter kämpften Seite an Seite und setzten ihr Leben für eine gerechte Sache ein. Im Gegensatz zum feudalen Heer, bestehend aus französischen Panzerreitern und Soldverbänden, spanischen Leichtbewaffneten und Genueser Armbrustschützen, standen die Flamen in landsmannschaftlicher Geschlossenheit eng zusammen. Die Bürgeraufgebote, die die Masse des Heeres stellten, waren ausserdem straff organisiert. Unter dem Kommando ihrer eigenen Hauptleute bildeten Zünfte und religiöse Bruderschaften Kontingente, die sich durch besonders starken Zusammenhalt und Vertrauen untereinander und in die Führer auszeichneten.

Revolutionär war, dass in der Zeit, da die Ritter unbestritten als die Beherrscher der Schlachtfelder galten, ein Heer von zu Fuss fechtenden und nicht professionellen Truppen den Mut fand, einem Ritterheer die Stirn zu bieten und es ungeachtet seiner militärischen Stärke in die Knie zu zwingen. Da die Reiterei in dieser Schlacht, deren Ausgang der italienische Historiker Villani als «neu und wunderbar» beschreibt, ihre eigentliche Stärke nicht ausspielen konnte, und es nicht zu einer Konfrontation auf offenem Feld kam, was ein direktes Messen der Kräfte zwischen Panzerreiter und Fussvolk zur Folge gehabt hätte, muss Kortrijk sicherlich als Sonderfall betrachtet werden.

Morgarten

Unter ähnlichen Bedingungen ereignete sich am 15. November 1315 am Engpass von Morgarten ein Konflikt zwischen einem feudalen Aufgebot von Panzerreitern und mit Hand- und Stangenwaffen ausgerüsteten Bauernkriegern. Die Auseinandersetzung wurde durch Fehden zwischen den Schwyzern und dem Hause Habsburg heraufbeschworen. Grenzstreitigkeiten und Übergriffe der Schwyzer auf das Gebiet des Klosters Einsiedeln provozierten die Grafen von Habsburg, die gleichzeitig Herzöge von Österreich und Schutzherren des besagten Klosters waren. Dieser «Marchenstreit» erreichte im Januar 1314 mit dem «Einsiedler Klostersturm» seinen Höhepunkt, worauf die Herzöge von Österreich die über die Schwyzer verhängte Reichsacht zu vollziehen hatten. Nach dem Tode Kaiser Heinrichs VII. im Herbst 1313 und den in der Doppelwahl vom 25. November 1314 endenden Nachfolgestreitigkeiten zwischen Friedrich dem Schönen von Habsburg und Ludwig dem Bayer schlugen sich die Schwyzer in Anbetracht der Streitigkeiten mit dem Hause Habsburg auf die Seite von Ludwig. Diese Parteinahme der Schwyzer stellte einen weiteren Instabilitätsfaktor im ohnehin bereits von Anhängern des Ludwig von Bayern durchwerkten Hausguts der Habsburger dar[21]. Um nun die Ordnung in seinem Herrschaftsgebiet wiederherzustellen und Schwyz stärker in die habsburgische Territorialpolitik und in das bestehende Verwaltungssystem einzubeziehen, sandte König Friedrich von Habsburg unter Führung seines Bruders Herzog Leopold ein 3–5000 Mann starkes Heer, darunter um 1000 Ritter[22], ins Land Schwyz. Diese Streitmacht sollte die Schwyzer zurechtweisen und bändigen. Als Folge des schon länger andauernden Kleinkrieges mit Habsburg hatten die Waldstätter fast alle Zugänge zu ihrem Gebiet durch Tal- und Wassersperren versperrt. Der Durchgang am Morgarten blieb offen, und da dieser Weg unbeschwerlich schien und nicht mit unnötigen Verlusten

[21] Meyer Werner: 1291 – Die Geschichte, Zürich 1990, S. 185f.

[22] Die Ritterschaft rekrutierte sich aus dem süddeutschen Raum und zu grossen Teilen aus dem landsässigen Adel der heutigen Nordostschweiz.

an den befestigten Talsperren verbunden war, entschied sich Herzog Leopold, den entscheidenden Angriff gegen Schwyz durch diesen Engpass zu führen[23]. Zudem konnte das habsburg-österreichische Heer so auf direktem Weg in die Territorien einziehen, welche sich die Schwyzer widerrechtlich angeeignet hatten. So marschierte das habsburgische Heer in einer langen Kolonne Richtung Morgarten, standesgemäss allen voran die stolze Ritterschaft, gefolgt von Fussvolk und Tross. Die Schwyzer konnten etwa 1300 Mann zur Gegenwehr am Engpass aufstellen. Dort wo der Weg anstieg und sich um die örtlichen Felsrippen und Hügelfalten wand, dort wo es:

«. . . am rüchisten und engisten was, da die ros nit wol stan oder gan kondent, ouch nit me denn einer oder zwen nebent einandern beliben mochtend, . . .»[24]

bereiteten sie einen Hinterhalt vor. Als die Spitze des Ritterheeres einen Hohlweg passierte und das ansteigende Gelände ihr Vorrücken behinderte, stürzten sich die im Wald verborgenen Urschweizer Truppen in einem koordinierten Sturm auf die unbeweglich in der Falle sitzenden Ritter. Sie machten jeden nieder, dessen sie habhaft werden konnten. Diese Szene beschreibt Johannes von Winterthur folgendermassen:

«. . . nun suchte der Herzog Lüpold mit seinen Kriegern . . . in das Land einzudringen, wurde aber wegen der Steilheit und Höhe des Berges daran verhindert . . .; aber sie hatten nicht die Fähigkeit oder Möglichkeit, den Berg hinanzureiten; . . . Die Schwyzer aber . . . kannten die Hemmungen und Hindernisse der Feinde wegen der Schwierigkeit des Zugangs zu ihren Lande; deshalb rennen sie mutig und beherzt aus ihren Verstekken gegen sie hinunter und fallen sie wie Fische, die im Zuggarn eingeschlossen sind, an und machen sie ohne allen Widerstand nieder.»[25]

Indem eine Vorhut der Schwyzer ein Engnis verriegelte, das die meisten Adeligen bereits durchschritten hatten, schnitt sie den grössten Teil der Ritterschaft vom Rest des Heeres ab. Einerseits versperrte dies den Rittern den Rückzug, und andererseits hielt das Hindernis das gegnerische Fussvolk davon ab, in den Kampf zwischen den Schwyzern und den Rittern einzugreifen. Die stolze Ritterschaft wurde ohne Widerstand vernichtend geschlagen.

Genau wie 1302 bei Kortrijk die Flamen nutzten die Schwyzer am Morgarten die Vorteile, die ihnen das Gelände bot. Nur durch ein taktisches Vorgehen konnten sie ihre Unterlegenheit wettmachen. Sie zwangen dem Feind den Kampf an einem Ort auf, an dem er seine kämpferische Überlegenheit nicht ausspielen konnte und wo er ihn nicht erwartete. Werner Meyer vertritt die interessante Ansicht, dass der «Warnung» der Schwyzer eigentlich eine Herausforderung von seiten Habsburgs zugrunde liegt. In diesem Fall beabsichtigte Herzog Leopold wohl, gegen den Innerschweizer Adel in einer ritterlichen und ritualisierten Schlacht zu fechten, wie es zu dieser Zeit Sitte war. Die Schwyzer jedoch hielten sich nicht an die ritterlichen Spielregeln und zwangen der habsburgischen Streitmacht ihre eigene, wenn auch rücksichtslosere Kampfweise auf. Die Tatsache, dass die geschlagenen Ritter diese Niederlage am Morgarten nicht anerkannten, bekräftigt die These von Werner Meyer. Die Schlacht nämlich verlief nicht regelkonform, und ihr Ausgang konnte, der mittelalterlichen Ehr- und Glaubensauffassung folgend, unmöglich einem Gottesurteil entsprechen[26].

Der überfallähnliche Angriff der Schwyzer aus dem Hinterhalt setzte strikte Disziplin voraus, denn bis es soweit war, durften die vorbeiziehenden Ritter die Anwesenheit der versteckten Schwyzer nicht bemerken. Nicht nur der enge Zusammenhalt innerhalb der regional rekrutierten Truppen, sondern auch ihre Einstellung zum Kampf standen über der Moral des adeligen Aufgebotes. In Erwartung der Strafe für ihren Klosterfrevel und der unrechtmässigen Gebietsaneignung mussten sie sich auf eine Plünderung und eine gewaltsame und gnadenlose Zurechtweisung durch das habsburg-österreichische Ritterheer gefasst machen, wie uns Johannes von Winterthur deutlich zu verstehen gibt:

«. . . und es schrie das ganze Volk in grosser Inbrunst zum Herrn, und sie demütigten ihre Seelen in Fasten, die Männer und ihre Weiber, und riefen einmütig zu Gott, dass doch nicht ihr Vieh zur Beute und ihre Frauen zur Verteilung und ihre Ortschaften zur Ausrottung und ihre Ehre und Mannhaftigkeit zur Befleckung hingegeben werden möchten.»[27]

23 Johannes von Winterthur beschreibt das Gelände am Morgarten als eng und steil. Aus der Sicht der Schwyzer kann man vermuten, dass eine Sperre angesichts der natürlichen Geländehindernisse nicht vordringlich war.

24 Chronik des Heinrich Brennwald von Zürich; in: Müller Hans Ruedi: Morgarten – Sagen, Fakten, Meinungen, Zell 1986, S. 15.

25 Chronik des Johannes von Winterthur: Schlacht am Morgarten; in: Oechsli Wilhelm: ebd., S. 54f.

26 nach Meyer Werner: ebd., S. 190.

27 Chronik des Johannes von Winterthur: ebd., S. 54.

Für sie galt die Sache ernst. Das Schicksal der Siedler im klösterlichen Territorium und der allgemeinen Schwyzer Bevölkerung hing vom Ausgang dieses Konfliktes ab, weshalb sie zweifelsohne gewillt waren, sich und ihre Habe bis zum äussersten zu verteidigen und die Ritter erbarmungslos zu vernichten. Das habsburgische Heer hingegen nahm die Angelegenheit nicht ganz ernst. Sie sahen den Rachefeldzug als eine Spazierfahrt in ein Gebiet, das von aufmüpfigen Bauern verteidigt wurde, und rechneten mit schwachem Widerstand, der schnell zu brechen ist[28].

Die Schwyzer aber verfügten über Kriegserfahrung, die sie sich durch Reislaufen angeeignet und bereits unter Beweis gestellt hatte. Bewaffnung und Innovationen im Waffensektor spielten am Morgarten eine grössere Rolle als in Kortrijk, denn hier wurde die damals unbekannte Halbarte das erste Mal im Verband eingesetzt. Der Halbartier konnte seine dem Reiter niederere und unvorteilhaftere Position ausgleichen und hatte durch die grosse Schlagwirkung seiner Waffe eine reellere Chance. Die moderne und leichte Ausrüstung ermöglichte den Waldstättern ein hohes Mass an Beweglichkeit. Fusseisen verliehen ihnen auf den abschüssigen Berghängen sicheren Halt. Kombiniert mit der am Morgarten im entsprechenden Gelände angewandten Guerillakampftechnik, erwies sich diese Ausrüstung als äusserst effektiv.

Die Schlachten am Morgarten und bei Kortrijk können als aktive Verteidigung gesehen werden. Weil man sich auf offenem Feld gegenüber dem Feind nicht hätte behaupten können, wurde in beiden Fällen bewusst eine taktische Lage hergestellt, in der man die Oberhand behielt.

Entwicklung nach Morgarten

Laupen und Sempach

In den Schlachten von Laupen, am 21. Juni 1339, und Sempach, am 9. Juli 1386, kam es zu direkten Konfrontationen zwischen Fusstruppen und Ritterheeren auf offenem Feld. In Laupen bildete das Adelsheer traditionsgemäss zwei Treffen, den Kampfblock der Ritter zu Pferd und das Fussvolk. Demgemäss teilte sich das bernische Heer in zwei Haufen. Die Waldstätter[29], die dem Hilfegesuch der Berner Folge leisteten, stellten sich den Rittern gegenüber. Gegen das ritterliche Fussvolk fochten die Berner. Der Ritterharst eröffnete die Schlacht, umschloss die Innerschweizer und bedrängte sie. Nachdem die Berner die feindlichen Fussknechte bezwungen hatten, sammelten sie sich und attackierten die Reiterei, welche die Waldstätter in der Zwischenzeit in eine äusserst kritische Lage gebracht hatte. Die Ritter, die in Folge des Kampfes auseinandergerissen wurden und in kleinen Gruppen[30] die Innerschweizer bedrängten, sahen sich plötzlich von zwei Seiten angegriffen und unterlagen dem Druck[31]. Dieser Sieg setzte voraus, dass der Haufen der Waldstätter gegen die Reiterattacken bestand. Denn kämpfte eine mittelalterliche Reiterei gegen Fussknechte, hatte es zum Ziel, das Fussvolk zu zersprengen. Durch die aufgelöste Ordnung konnten die Knechte den Rittern keinen Widerstand leisten und waren ihnen ausgeliefert. Einzig das Aufrechterhalten ihrer Formation bewahrte sie vor der Niederlage. Der Grund für dieses Ausharren lag in der Motivation, die sie vom gewöhnlichen Fussvolk des späten Mittelalters unterschied, und in der Hoffnung auf die Unterstützung der Berner Milizen. Vor der Schlacht nämlich vereinbarten die Führer in taktischer Voraussicht, dass jeder Harst den anderen unterstütze, falls es notwendig werde und es die eigene Lage erlaube.

In Sempach bestand der eidgenössische Harst, der ebenfalls in arge Bedrängnis geriet, gegen die abgesessenen Rit-

[28] Johannes von Winterthur schreibt hierzu: «Es kamen also die Männer dieses Heeres . . . zusammen, um jene Bauern . . . gründlich zu bändigen und zu demütigen, und sie meinten ihres Sieges, der Einnahme jenes Landes und seiner Beraubung und Plünderung so völlig sicher zu sein, dass sie Stricke und Seile mit sich führten, um daran die Beute an Schafen und Vieh weg zu führen (sic).»; Chronik des Johannes von Winterthur: ebd., S. 54.

[29] Ein Kontingent aus den drei Orten Uri, Schwyz und Unterwalden. Sie unterstützten die Berner und erhielten als Gegenleistung Sold und Entschädigungen für den erlittenen materiellen Schaden.

[30] Die Vorstellung, wonach eine Ritterschlacht eine Ansammlung von Zweikämpfen ist, in denen jeder Ritter als heroischer Einzelkämpfer um Ruhm und Ehre ringt und den Rittern jede taktische Vorgehensweise abgesprochen wird, muss ich an dieser Stelle widerlegen. Um den Erfolg zu garantieren, mussten die gepanzerten Ritter in geschlossener Formation attackieren und sich, wenn der Angriff misslang, umgehend sammeln und zu einem neuen Schlag ausholen. Das Einsetzen geschlossener Kontingente als taktische Körper erforderte wiederholtes Üben im Verband. Gelegenheit dazu boten im Rahmen der Turniere das «Turnier-Spiel» und die Buhurt. Sinngemäss nach Schmidtchen Volker: ebd., S. 223 und Freytag Gustav: ebd., S. 168ff.

[31] nach Kurz Hans Rudolf: Schweizerschlachten, Bern 1977, S. 25.

ter des Herzogs Leopold. Ausschlaggebend für das Aufrechterhalten der Formation trotz schwerer Verluste war wiederum der landsmannschaftliche Zusammenhalt, die Disziplin und das seit Morgarten gesteigerte Selbstwertgefühl. Die Eidgenossen gerieten in eine schwere Krise, weil sie die von Spiessen starrende Front des breiten Ritterblocks nicht aufzureissen vermochten und zurückgedrängt wurden. Die Ritter zwangen ihnen ihre eigene Kampfweise auf und dominierten das Geschehen. Hans Rudolf Kurz vertritt in seinem Buch «Schweizerschlachten» die These, dass das eidgenössische Heer, um aus seiner misslichen Lage zu gelangen, den Ritterharst überflügelte und durch diese Umfassung von der Flanke her in die Reihen der Ritter eindrang. Diese konnten aufgrund ihrer schweren Panzerung und der langen Reiterlanzen nicht schnell genug die Front wechseln und unterlagen dem Manöver der Eidgenossen, denen für diese Aktion wesentliche Vorteile aus ihrer leichten Schutzbewaffnung erwuchsen. Das taktische Vorgehen des eidgenössischen Schlachthaufens in Form einer Überflügelungsbewegung scheint aus militärischer Sicht ohne weiteres vertretbar, jedoch fand ich in den Quellen keine Stelle, worin ein solches Vorgehen erwähnt oder belegt ist. Die Quellen berichten vielmehr, dass sich unter den Rittern «vil junger edeler lüte»[32] befanden, die ungestüm und ohne Ordnung gegen den Gegner eilten und um das Recht des Vorstreites rangen. Ihr Tatendrang und ihr unüberlegtes Handeln könnten den weiteren Verlauf der Schlacht beeinflusst haben. Weiter erfahren wir, dass die Ritter unter der drückenden Sommerhitze litten, die am Tage der Schlacht herrschte. Johann Viler berichtet:

«Nun waz ez do zu mal der heissest tak dez Jahrs vnd von der hitz vnd arbeit In dem streit wurden dy herrn zu hant müd vnd suach daz sy in Irm harnasch erstiken wolten, do von ward den herrn zu hant der druk angewunnen vnd wurden ser vntterligen.»[33]

Die Panzerung hüllte die Ritter von Kopf bis Fuss ein. Sie trugen einen Kettenpanzer mit Brünne, einen Lentner und darüber eine eiserne Brustplatte. Der Kopf steckte im engen und gefütterten Visierhelm. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie sich die Hitze durch die intensive Sonneneinstrahlung und die physische Belastung beim Kampf aufstaute und einige dadurch fast «erstickten». Dieser Hitzestau führte zu frühzeitiger Erschöpfung der Ritter, und nicht wenige brachen wohl unter der Belastung zusammen. Auch in diesem Falle waren die Eidgenossen ihrer leichten Bewaffnung wegen gegenüber den adeligen Panzerreitern im Vorteil und vermochten den Widerstand länger aufrechtzuerhalten. Als sie im Verlaufe der Schlacht den Spiesswall aufzusprengen vermochten und in den Ritterblock eindrangen, waren die Lanzen der Reiter wertlos geworden. Die Adeligen befanden sich wegen ihrer für den Nahkampf unzweckgemässen Bewaffnung gegenüber den eidgenössischen Kurzwehren, den Halbarten und Kurzspiessen, im Nachteil und unterlagen.

Die Schlacht entschied die einfache und zweckmässige Ausrüstung des eidgenössischen Heeres. Der Sieg der Eidgenossen setzte jedoch voraus, dass sie ihre eigene Kampfweise gegen die anfangs dominierende Schlachtordnung des adeligen Heeres durchsetzten. Obwohl ich der Überflügelungstheorie und somit einem gezielten taktischen Vorgehen der Waldstätter nicht vollends zustimmten kann, ist dem eidgenössischen Oberkommando doch eine einheitliche Führung nicht abzusprechen, berichten doch die Quellen deutlich von einer Formation der Streitkräfte:

«Do zwischen hetten dy Sweizer ein spizen (das heisst eine Schlachtordnung) gemachet und hetten sich wol geordent zu streiten . . .».[34]

Weitere Zeugnisse der Veränderungen im Heerwesen sind in Auseinandersetzungen zwischen französischen und englischen Truppen im Hundertjährigen Krieg anzutreffen.

Hundertjähriger Krieg – Entwicklung des Kampfes der verbundenen Waffen

Unter der Führung von König Edward III. besiegte am 26. August 1346 in Crécy ein englisches Heer ein französisches Adelsaufgebot. Das englische Heer setzte sich aus schwerbewaffneten Fussknechten, auch «men-at-arms» genannt, Langbogenschützen und Panzerreitern zusammen. Den Erfolg gegen das an Zahl überlegene Adelsheer ermöglichten die Ausrüstung, die Gliederung und die geschickte, taktische Kombination der verschiedenen eng-

[32] Jakob Twinger von Königshofen: Der krieg und strit zwüschent dem Herzogen von Oesterreich und den Schwitzern; in: von Liebenau Theodor: Schlacht bei Sempach, Luzern 1886, S. 117.

[33] Johann Viler: Chronica von Keisern, Paepsten, Eidgenossenschaft und im Elsass; in: von Liebenau Theodor: ebd., S. 159.

[34] Johann Viler: ebd.

lischen Kontingente. Edward III. stellte die «men-at-arms» zu den in Frontlinie aufgestellten Langbogenkorps. Indem er zusätzlich die Ritter absitzen liess und ihnen befahl, die Schlachtreihen des Fussvolkes zu verstärken, festigte er die Kampfmoral von «men-at-arms» und Langbognern. Sie wussten nun, dass die Ritterschaft, der Möglichkeit einer schnellen Flucht zu Pferd beraubt, mit ihnen siegen oder sterben würde. Durch diesen Kampf der verbundenen Waffen erreichte er eine Disziplin und eine Motivation, die derjenigen der ungestümen französischen Ritter überlegen waren.

Die waffentechnische Innovation des Langbogens bestimmte diese Schlacht. Er konnte aber nur mit Erfolg eingesetzt werden, weil die Schützen in taktischen Verbänden zusammengefasst wurden und durch den koordinierten Abschuss von Salven einen Hagel von Pfeilen auf den anstürmenden Gegner niederprasseln liess, der ihm schwere Verluste zutrug. Dem französischen Heer, den Engländern technisch und taktisch unterlegen, fehlte die einheitliche Führung. Die Überlegenheit der Engländer gegenüber den Franzosen bestätigte sich erneut 1356 bei Poitiers und 1415 bei Azincourt. Die beiden Siege lassen sich ebenfalls auf den Langbogeneinsatz, die Kombination der verschiedenen Truppengattungen, die vorbildlich zusammenarbeiteten, und die daraus resultierende Kampfmoral zurückführen.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts beeinflussten die Geschlossenheit, der Zusammenhalt und der bedingungslose Einsatz der Truppen die Erfolge des Fussvolkes. Eine grosse Rolle spielte jedoch auch die geschickte Ausnützung von Gelände und natürlichen Hindernissen. Diese Massnahmen hinderten die Ritter, ihre Stärke, die in der geschlossenen Attacke lag, auszuspielen. Nebst diesen Komponenten bestimmte mehr und mehr die Taktik den Schlachtverlauf, wie zum Beispiel der Einsatz von Stangen- und Fernwaffen und die geschickte Kombination verschiedener Waffentypen im Gefecht. Die Führungsqualitäten des Feldherrn erlangten für den Kampf entscheidende Bedeutung.

Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts also entwickelte sich im Kriegswesen eine neue Heeresform, das heisst das Fussvolk, dessen Bedeutung seit der Antike in Vergessenheit geraten war, erlebte eine eigentliche Renaissance. Doch dieses Jahrhundert gilt nur als eine Übergangsphase in der Entwicklung des Fussvolkes. Im 15. und 16. Jahrhundert formte sich diese neue Waffengattung endgültig aus.

Zusammenfassung

Meine Untersuchung ergab, dass der Kämpfer zu Beginn des 14. Jahrhunderts leicht ausgerüstet war. Im Verlaufe dieses Jahrhunderts erfuhr die Schutzbewaffnung vor allem der Ritter eine tendenzielle Verstärkung. Analog brachte das Fussvolk wirkungsvollere Angriffswaffen hervor, wobei sich die Stangenwaffen, wie die Halbarte, zu besonders effizienten Waffen entwickelten. Meine wesentlichen Erkenntnisse in bezug auf das Heerwesen waren, dass das Rittertum des Spätmittelalters im 13. Jahrhundert Schwächen aufzuweisen begann. Das Prinzip des Personenverbandstaates, basierend auf dem Verhältnis zwischen Lehnsherr und Lehnsträger, zerfiel langsam im wirtschaftlichen und sozialen Bereich. Es konnte sich gegen die nun entstehenden kleinen und grossen Territorialstaaten nicht mehr behaupten. Das starre Festhalten an der alten Ideologie, das Ignorieren technischer und taktischer Veränderungen waren die Voraussetzungen des nun ebenfalls eintretenden militärischen Zerfalls. Dieser bestand darin, dass sich das bis anhin untergeordnete Fussvolk, das zu dieser Zeit praktisch keinen Einfluss auf den Ausgang einer Schlacht ausübte, sich mit Erfolg gegen stolze Ritterheere durchzusetzen vermochte. Diese Erfolge waren, nebst Neuerungen im Waffensektor, vor allem auf strengste Disziplin innerhalb der Verbände, neue Taktiken im Kampf und Motivation zurückzuführen. Die gemeinsame Gefahr, die es zu bewältigen galt, und der bedingungslose Einsatz im Kampf schufen unter den meist regional aufgebotenen Truppen einen Zusammenhalt, der dem der zusammengewürfelten Ritterheere überlegen war.

Morgarten und Sempach waren Teil der sich abbildenden Veränderungen. Die Erfolge setzten Gehorsam und Einhaltung der beschlossenen Taktik und Vorgehensweise voraus. Die Eidgenossen zwangen dem Gegner ihren Kampf auf. So konnten sie, die zahlenmässig unterlegen waren, durch taktisches Geschick, berechnetes Handeln und ihre vorteilhaftere Ausrüstung den scheinbar stärkeren Gegner besiegen. Zudem verfügten die Eidgenossen bereits über Kriegserfahrung und einen gut funktionierenden Erkundungsdienst. Nicht zuletzt taten der todesverachtende Einsatz und der Wille, die Ritter entscheidend zu schlagen, das ihre dazu, mussten sich doch zumindest die Schwyzer am Morgarten vor Plünderung durch das Adelsheer fürchten und um ihre Existenz bangen.

Quellen und Literatur

Quellenverzeichnis

Henggeler P. Rudolf, Die Schlachtenjahrzeit der Eidgenossen nach den innerschweizerischen Jahrzeitbüchern, Quellen zur Schweizergeschichte, NF, III. Abt./Bd. III, Basel 1940.

Oechsli Wilhelm, Quellenbuch zur Schweizergeschichte, Zürich 1886.

Literaturverzeichnis

Courtlandt Camby, Geschichte der Waffe, Lausanne 1963.

Draeyer Hanspeter; Yves Jolidon, Alltag zur Sempacherzeit, Luzern 1986.

von Elgger Carl, Kriegswesen und Kriegskunst der Schweizer Eidgenossen im 14., 15. und 16. Jahrhundert, Luzern 1873.

von Frauenholz Eugen, Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens, Bd. II, 1. Teil: Das Heerwesen der Schweizer Eidgenossenschaft, München 1936.

Freytag Gustav, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. I und II, Hamburg 1978.

Flüeler Niklaus (Herausgeber), Schwyz – Portrait eines Kantons. Autoren: Fumasoli Max, Horat Erwin, Jurt Werner, Steinegger Hans, Wiget Josef, Schwyz 1991.

Fuchs Theodor, Geschichte des europäischen Kriegswesens, 1. Teil: Vom Altertum bis zur Aufstellung der stehenden Heere, München 1972.

Gessler Eduard A., Bildliche Darstellung der ritterlichen Bewaffnung zur Zeit der Schlacht von Sempach 1386, Zürich o.J.

Gessler Eduard A., Das Aufkommen der Halbarte von ihrer Frühzeit bis zum Ende des 14. Jahrhunderts; in: Durer Robert: Aus Geschichte und Kunst, Stans 1928.

Gessler Eduard A., Schweizerisches Landesmuseum – Führer durch die Waffensammlung, Aarau 1928.

von Gottberg Hans, Männer, Waffen, Strategien, Reutlingen 1981.

Köhler Gustav, Die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit – Von Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen, 3 Bände, Breslau 1886–89.

Kurz Hans Rudolf, Das Schweizer Heer, Dietikon 1969.

Kurz Hans Rudolf, Schweizerschlachten, Bern 1962, 2. Auflage 1977.

von Liebenau Theodor, Schlacht bei Sempach, Luzern 1886.

von Liebenau Theodor, Über das Schlachtfeld von Morgarten, O.O. o.J.

Martin Paul, Waffen und Rüstungen – Von Karl dem Grossen bis zu Ludwig XIV., Fribourg 1967.

Meyer Werner, Hirsebrei und Hellebarde, Olten 1985.

Meyer Werner, 1291 – Die Geschichte: Die Anfänge der Eidgenossenschaft, Zürich 1990.

Müller Hans Ruedi, Morgarten – Sagen, Fakten, Meinungen, Zell 1986.

Rüstow Wilhelm, Geschichte der Infanterie, Gotha 1857.

Schaufelberger Walter, Der alte Schweizer und sein Krieg, Zürich 1952.

Schaufelberger Walter, Morgarten (1315) und Marignano (1515); in: ASZM, Nr. 11, 131. Jahrgang (1965), S. 667–688.

Schaufelberger Walter, Kriegführung und Kriegertum zur Sempacher Zeit (1385–1389), Gesellschaft für militärhistorische Studienreisen (GMS), Heft Nr. 4, Zürich 1986.

Schmeidler Bernhard, Das spätere Mittelalter, Darmstadt 1937, 2. Auflage 1962.

Schmidtchen Volker, Aspekte des Strukturwandels im europäischen Kriegswesen des später Mittelalters und seine Ursachen; in: Ferdinand Seibt; Winfried Eberhard: Europa 1500, Stuttgart 1987.

Schmidtchen Volker, Kriegswesen im später Mittelalter – Technik, Taktik, Theorie, Weinheim 1990.

Schneider Hugo, Die Bewaffnung zur Zeit der Schlacht am Morgarten, Einsiedeln 1965; in MHVS 58, S. 37–49.

Schneider Hugo, Schutzwaffen aus sieben Jahrhunderten, Bern 1953.

Schulze Werner, Die Gleve – Der Ritter und sein Gefolge im späteren Mittelalter, Nördlingen 1940.

Tuchmann Barbara, Der ferne Spiegel – Das dramatische 14. Jahrhundert, Düsseldorf 1980.

Verbruggen J.F., The art of warfare in western Europe during the Middle Ages – From the eighth century to 1340, Amsterdam / New York / Oxford 1977.

Volkert Wilhelm, Adel bis Zunft – ein Lexikon des Mittelalters, München 1991.

Wiget Josef, Morgarten – Die Schlacht und ihre Bedeutung und vom Sinn der Morgartenfeier, Schwyz 1985 (Schwyzer Hefte, Bd. 34).

Wiget Josef, Bern und Schwyz, Schwyz 1991; in: MHVS 83, S. 25–39.

Zeiten und Menschen, Bd. I: Von der griechisch-römischen Antike bis zum Zeitalter des Absolutismus, Paderborn 1985.